

1958 BRÜSSEL

Weltausstellung als Propaganda- bühne

Die erste Weltausstellung nach dem Zweiten Weltkrieg fand in Brüssel statt. Dieses Großereignis des Jahres 1958 fand einen breiten Widerhall in allen Medien und zog auch aus Deutschland Scharen von Besuchern an: „Brüssel 1958“ blieb bis heute im Gedächtnis.

Seit der Errichtung des Eiffelturms zu Paris 1889 hatte es kein Weltausstellungsbauwerk mehr gegeben, das Fortschrittsbilanz und Zukunftsoption der Menschheit sinnfälliger hätte zum Ausdruck bringen können: Die berühmte Metallkonstruktion des 102 Meter hohen Atomiums mit seinen neun Kugeln von jeweils 18 Metern im Durchmesser, ihrerseits durch ein System von drei Meter starken Röhren verbunden, stellte das 150-milliardenfach vergrößerte Strukturmodell eines Eisenmoleküls dar. Im Gegensatz zur stählernen Jubelhymne Gustave Eiffels auf die Fähigkeiten seines Zeitalters, mittels künstlicher Streben große Räume zu überspannen, war die Schöpfung des belgischen Architekten André Waterkeyn keine einfache Wegmarke mehr in einem geradlinig verlaufenden Fortschrittsprozeß, sondern ein zutiefst ambivalentes Symbol, eine, wie der „Spiegel“ befand, „erdrückende Allegorie des Atomzeitalters“, ein Mahnmal mithin, die Kernenergie in Zukunft weltweit nur noch friedlich zu nutzen. In

diesem Sinne hatte das Gastgeberland Belgien auch das Expo-Motto „Der Mensch und der Fortschritt“ durch einen moralisch anmutenden Appell ergänzt: „Bilanz der Welt – für eine menschlichere Welt“.

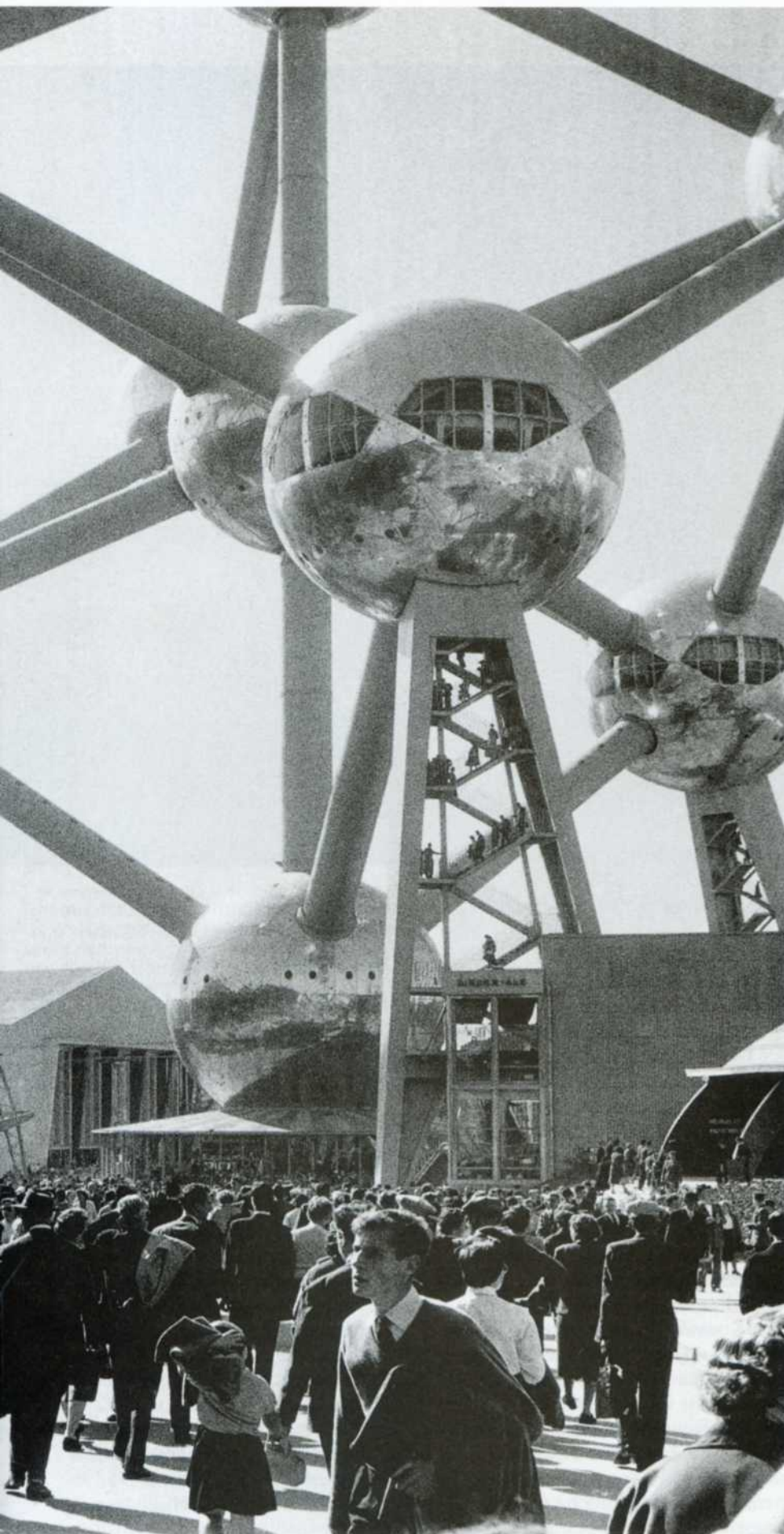
Viele der teilnehmenden Staaten beeindruckte dies wenig, so daß deren Interpretation der Friedenslösung eher dürftig ausfiel. Zu sehr waren sie jeweils mit ihren Sternenträumen befaßt und von ihren technischen Möglichkeiten überzeugt. In der Tat hatte der Wettlauf der Systeme eine neue Dimension erreicht: Seit dem 4. Oktober 1957 war mit dem Start des ersten sowjetischen Sputniks auch das All zum Feld weltpolitischer Auseinandersetzung geworden, Technik seitdem ein Stück Ideologie. Himmelstürend gaben sich aber in Brüssel auch die Ausstellungsbauten, die futuristisch anmutenden Pavillons der Briten oder der Franzosen etwa oder der Philips-Pavillon von Le Corbusier. „Es ist“, so schrieb der Kunstkritiker



Die Metallkonstruktion des Atomiums lockte auf der Brüsseler Weltausstellung wahre Besucherströme an (rechts). Oben: Blick aus dem Pavillon der elektrischen Energie; in den Fenstern spiegelt sich das Leuchtbild, das die Energie versinnbildlichen sollte.



FOTOS: BPK / W. MGRIDE (R.), HANSMANN (O.)



des „Nieuwe Rotterdamse Corant“, „als ob der Geist, der die Raumfahrt-Ideen hervorbrachte, sich den Baumeistern mitgeteilt hat. Sie wollen offensichtlich eine neue Freiheit: Los von der Erde!“ Und doch: So schwebend es auch gedacht war, selbst das Atomium genügte solchem Architekturverständnis nur bedingt. Ursprünglich konzipiert, auf einer einzigen Kugel zu ruhen, hegten die Statiker Zweifel an seiner Sturmsicherheit und verfügten die Einziehung zusätzlicher Pfeiler unter drei weiteren Kugeln.

Das Titanengeschlecht befand sich in ideologischen Grabenkämpfen. „Brüssel“, so die westdeutsche Kulturzeitschrift „Das Schönste“, werfe die Frage auf, ob die Veranstaltung wirklich ein Spiegel der Welt sei: „Im Untergrund der Weltausstellung zeichnet sich die Krise der Menschheit ab, deren Völker erfüllt sind von Haß, Angst und Neid, weit entfernt vom Ziel ihrer Sehnsucht, einer geeinten Welt. Wenn der Pavillon der Vereinten Nationen nicht im Mittelpunkt, sondern am äußersten Rand der Weltausstellung steht, dann ist das nicht Zufall, sondern Spiegelung der wahren Situation.“ Brüssel war vor allem ein riesiges Propagandaschauspiel, in welchem die scharfen Fronten auch dem oberflächlichen Besucherblick nicht verborgen bleiben konnten. Wie schon bei der Weltausstellung in Paris 1937 und jener in New York 1939/40 mit ihrer „Democracy“ befand man sich noch immer im Zeitalter globaler Systemauseinandersetzung, wengleich mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs die meinnungsführenden Protagonisten gewechselt hatten. Zudem reichte, was hier und jetzt ausgestellt wurde, in seinen Wurzeln bis 1951 in die Hochphase des Kalten Krieges zurück, als König Baudouin das Weltausstellungsprojekt – einer seiner ersten Amtshandlungen – auf den Weg gebracht hatte. Angesichts der seinerzeit weltpolitisch besonders angespannten Lage (Korea- und

Indochinakrieg) hatten vor allem die USA das Unterfangen als überaus kühnes Wagnis gesehen, mit dem 200 Millionen Dollar womöglich in den Sand gesetzt würden.

39 Länder, acht internationale Organisationen und eine Reihe von Privatfirmen waren mit insgesamt 141 Pavillons in Brüssel zugegen. Ihrem Selbstverständnis und Machtanspruch entsprechend hatten die neuen Großmächte die mit Abstand gewaltigsten Gebäude errichtet: die UdSSR einen 150 mal 72 Meter großen kantigen, an ein Mausoleum gemahnenden Glaspalast in „moderner Linienführung“, wie die DDR-Zeitschrift „Jugend und Technik“ respektvoll anmerkte, die USA den „größten Rundbau der Welt“ von den Ausmaßen des Kolosseums in Rom. Waren die Sowjets darauf versessen, ihren Führungsanspruch durch Modelle von künstlichen Erdsatelliten, Raketen, Düsenjägern oder gar „Raumhunden“ eindrucksvoll zu untermauern, so boten die Amerikaner mit Elektronengehirnen, Stimmenausschaltmaschinen und Atomreaktormodellen eine perfekte *freedom-and-democracy-show*. Noch nie war die Sowjetunion auf einer Weltausstellung so selbstbewußt aufgetreten wie hier, obwohl sie fast den gesamten Ostblock mitrepräsentierte: Weder China noch Indien, weder Ungarn noch die DDR waren, da entweder nicht eingeladen oder ihrerseits die Ausstellung boykottierend, vertreten. Nur die Polen und die Tschechen verstärkten das sozialistische Lager.

Diese Anspannung ließ sich an den Budgets für die Errichtung der Pavillons ablesen; das der UdSSR war mit über 126 Millionen Mark doppelt so hoch wie das amerikanische (63 Millionen), und selbst die Tschechen rangierten mit 18,4 Millionen Mark deutlich über dem Etat der Bundesrepublik (13 Millionen). Gleichwohl wurden solche Beträge nicht gescheut, um den gewachsenen Machtanspruch des



Ostblocks angemessen zu dokumentieren. Im sozialistischen Lager hatte die Vergötzung der Sowjetunion seit dem Sputnik-Start groteske Formen angenommen. In der DDR machten Spottverse auf die Unterlegenheit der USA in der Weltraumfahrt die Runde. Der Parteidichter Kurt Bartel reimte: „Herr Dulles möcht' so gerne – Neun Kilo wär'n sein Traum. Zwei stramme Sowjetsterne umkreisen uns im Raum. Der erste 80 Kilo – Der zweite sechsmal mehr. Die fliegen wie im Spiel so im Weltraum umher. Herr Dulles möcht' so gerne...“ Und DDR-Kulturminister Johannes R. Becher ließ sich dazu hinreißen, die Sowjets als die Bezwingler der Sterblichkeit zu feiern: „Ruhm euch, ihr Physiker, Ruhm euch, ihr Ingenieure! Ruhm dir, dem Reiche des Menschen, dem Sowjetland. Es wurde dem Menschen die Angst vor der Not genommen, nun wurde er auch von der Angst vor dem Tode befreit.“

Dem Westen konnte nur daran gelegen sein, die vom UdSSR-Pavillon ausgehende Faszination wo immer möglich zu brechen. Wenigstens, so konstatierte die Zeitschrift „Das Schönste“, gebe es ja noch eine Art Kontrastprogramm: „Inmitten der überbordenden Hochflut moderner Technik ragt der vatikanische Pavillon unübersehbar auf.“ Erstmals in der über 100jährigen Geschichte der Weltausstellungen war nämlich auch der Heilige Stuhl vertreten. Und nicht nur das: Eine ganze „Civitas Dei“ war unter Einsatz eines Ausstellungsbudgets von über 7,5 Millionen Mark um eine Kirche herum, deren Architektur es mit dem himelstürmenden Design der anderen Bauten sehr wohl aufnehmen konnte, errichtet worden. Somit wurde sogar die „existentielle“ Frage des Zeitalters zum probaten Mittel in der Propagandaschlacht, fiel dem Vatikan die Aufgabe zu, als übergeordnete Instanz mit entsprechen-



ARCHIVE PHOTOS

Der sowjetische Auftritt auf der Brüsseler Weltausstellung sollte den gewachsenen Machtanspruch Moskaus demonstrieren. So fiel das Budget der UdSSR etwa doppelt so hoch aus wie das der USA, und ihr Pavillon gehörte zu den ge-

waltigsten Gebäuden der Expo. Das neue Selbstbewusstsein ging nicht zuletzt darauf zurück, daß man 1957 als erster erfolgreich einen Satelliten in den Weltraum gebracht hatte (rechts der „Sputnik“).

der Jenseitskompetenz die hybride Monsterschau der Sowjets wenigstens zu relativieren. Russisch sprechenden Besuchern, die in stets wachsender Zahl in den Vatikan-Pavillon strömten, erfuhren eine individuelle Betreuung, wurde ihnen doch durch einen gewissen Pater Antonius („Mein Name tut nichts zur Sache!“) heimlich ein Exemplar des „Doktor Schiwago“ in russischer Sprache zugesteckt. Diese Ausgabe des Pasternak-Romans, dessen Held sich bekanntlich stets tapfer gegen den stalinistischen Unterdrückungsapparat zu wehren mußte, war unter

Hochdruck hergestellt worden, um noch in Brüssel verteilt werden zu können – bei übrigens völlig unklarer Lage, was die Rechte an der Übersetzung des Textes betraf.

In diesem Propagandakampf fiel der Bundesrepublik naturgemäß nur eine untergeordnete Rolle zu, und obgleich ihrer Selbstaus- und -darstellung eminente politische Bedeutung zugemessen wurde, geschah dies – oberflächlich gesehen – mit äußerster Zurückhaltung. So glänzte man durch Beflissenheit, der Losung des Veranstalters möglichst artig zu entsprechen, und gestaltete seinen Beitrag „Leben und Arbeiten in Deutschland“ getreu Geist und Buchstabe humanistischer Tradition.



KEYSTONE

Selbst die Aufschriften über den arrangierten Exponaten: „Hören, Schauen, Sehen, Spielen, Fahren, Fliegen, Sammeln, Hegen“ kündeten davon. Dennoch war, unter imagepolitischen Gesichtspunkten, Brüssel kein leichter Parcours. 13 Jahre nach der Beendigung des Zweiten Weltkriegs wollte man einen guten Eindruck hinterlassen und im Kreis der Nationen nicht negativ auffallen. Aber trotz der immer noch belastenden historischen Hypothek sollte auch die Hallstein-Doktrin – daß Bonn für das deutsche Volk insgesamt spreche –, durch deutliche Zeichen zum Ausdruck gebracht werden. Mittels einer großflächigen, als Holzrelief ausgeführten Landkarte, welche jeden Besucher durch den eingeschnitzten

Satz „Der Herzschlag eines Volkes geht durch geteiltes Land!“ an die politische Situation erinnerte, wurde die offene deutsche Frage nachdrücklich in Erinnerung gerufen – was in der DDR-Presse natürlich zu einem Trommelfeuer an Revanchismus-Vorwürfen führte.

(Formales) Understatement prägte auch die Pavillon-Architektur. So war der gestaffelte Flachbau des Architekten-Gespans Egon Eiermann und Sep Ruf in bewußter Abwendung von Albert Speers anlässlich der Pariser Ausstellung 1937 errichtetem Turm mit dem seinerzeit auf den sowjetischen Pavillon herabschauenden Reichsadler konzipiert worden und zu einer „exakten und sauberen Bodennummer“, wie sich eine Architekturzeitung pointiert

ausdrückte, geraten. Geschichte waren die Architekten vom Prinzip eines einzigen Baukörpers – wie bei allen anderen Nationen – abgewichen: Acht unterschiedlich große, durch überdachte Brücken verbundene quadratische Glasbauten bildeten „den“ Pavillon der Bundesrepublik, der, seinerseits geradezu ein Spiegelbild ihrer nun föderalistischen Verfaßtheit, also den Vorteil bot, zierlich

zu wirken, aber – bei nur einem Bruchteil der Kosten – mit 17000 Quadratmetern immerhin zwei Drittel der Ausstellungsfläche der Mammutbauten der USA oder der UdSSR zu bieten. Dieser alles in allem zutiefst defensiv anmutende Auftritt wurde schon kurz nach der Eröffnung der Expo von einem großen Teil der heimischen Presse als belanglos und fade empfunden und heftig kritisiert. Erst nachdem das Urteil des Auslands über die bundesrepublikanische Selbstdarstellung fast ausnehmend positiv ausgefallen war und „die Bescheidenheit und Grazie, mit der die „großen Teutonen““ sich zeigten, anerkannt wurden, fanden sich ähnliche Einschätzungen auch in der bundesdeutschen Presse. Nicht min-

der beeindruckt zeigten sich auch die Juroren, welche alle Pavillons nach den Kategorien „didaktisch, ästhetisch und sozial“ begutachteten und den Westdeutschen einen beachtlichen vierten Platz in der Gesamtwertung zuerkannten.

Gleichwohl zeugte die selbstgewählte Zurückhaltung von politischem Kalkül: Nicht Theodor Heuss oder Konrad Adenauer, sondern Ludwig Erhard traf als Repräsentant der Bundesregierung am 16. Juni 1958 in Brüssel ein, um die „Deutschen Tage“, die nicht ohne Hintersinn um den 17. Juni herum arrangiert worden waren, zu eröff-

hielten Reden, Bischof Lilje und Joseph Kardinal Frings repräsentierten die hohe Geistlichkeit, und Herbert von Karajan sorgte mit den Berliner Philharmonikern für das musikalische Rahmenwerk. In seiner Ansprache drückte der Wirtschaftsminister seine „wahre Beglückung“ aus, hier sprechen zu dürfen; schließlich gehe es darum, den Fortschritt zu messen und zu wägen und in seinem sittlichen Wert auf das menschliche Sein zu beziehen. Scharf rechnete Erhard mit der heimischen Presse ab, welche die Ausstellung der Bundesrepublik so madig gemacht hatte: „Wer kein Gesicht hat,



KEYSTONE

nen. Schon die Wahl des Datums war eine wohlbedacht-subtile Beschwörung eindeutig zuzuordnender „guter“ und „böser“ Ereignisse im kollektiven Gedächtnis: Dem fünfjährigen Gedenken an den Arbeiteraufstand in der DDR folgte ja drei Tage später, am 20. Juni, der zehnte Jahrestag der Währungsreform, für den wie kein anderer der Wohlstandsbringer Ludwig Erhard stand.

Zusätzliches Gewicht erhielt des Ministers Auftritt durch die Anwesenheit ausgewählter Vertreter aus Wissenschaft und Kunst. Die Professoren Otto Hahn und Theodor Litt

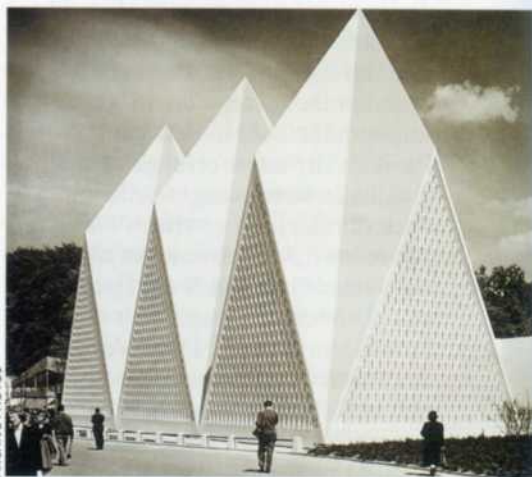
der kann sich auch im reinsten Kristall nicht wiedererkennen.“

Auch der Ausgang der Geschichte, die den Bundeswirtschaftsminister zunächst im Atomium steckenbleiben sah, ist ein deutliches Indiz für die gewachsene politische Macht der Bundesdeutschen auf europäischem Parkett; sie zeigt, daß die Bundesrepublikaner, so handzahn sie auch erschienen, dies in Wirklichkeit längst nicht mehr waren. Für die Dauer der Ausstellung war eine der äußeren Atomium-Kugeln von der Wirtschaftsvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie angemietet wor-



Die Bundesrepublik präsentierte sich zurückhaltend: Nicht der Bundespräsident oder der Bundeskanzler reisten nach Brüssel, sondern Wirtschaftsminister Ludwig Erhard – dessen Besuch im Atomium einen Zwischenfall mit Folgen provozierte. Links ist

Erhard beim Besuch des Coca-Cola-Pavillons am 17. Juni zu sehen. Die USA stellten sich im „größten Rundbau der Welt“ vor (oben), Großbritannien fiel mit einem futuristisch anmutenden Pavillon auf (unten).



ARCHIVE PHOTOS



ARCHIVE PHOTOS

den, die ihre Sonderschau „Deutscher Stahl für Kerntechnik“ darin vorführte. Auch an zwei weiteren Orten auf der Expo '58 waren die deutschen Stahlbauer präsent: in Gestalt der zum BRD-Pavillon führenden, nur auf einem Pylon ruhenden Brücke sowie im Themen-Pavillon „Industrielle Produktion“. Stolz wies die Branche in Anzeigen darauf hin, daß von den auf der Expo verbauten 48000 Tonnen Stahl immerhin 8000 Tonnen aus der Bundesrepublik stammten. Um dem schwergewichtigen Wirtschaftswunder-Minister einen möglichst leichten Zugang zur Ausstellung zu verschaffen, wurden schon im Vorfeld Diplomaten aktiv. Es war bekannt, daß der Aufzug, der die Besucher in 25 Sekunden von der Basiskugel des Atomiums bis in ihr höchstgelegenes Pendant, ein Restaurant, katapultierte, an der zentralen Kugel, von welcher aus der bequemste Zugang zur Ausstellung der Stahl-

industrie möglich war, vorbeiraste. Da ein außerfahrplanmäßiger Stopp hier technisch keinerlei Problem bereitete, wurde eine entsprechende Bitte an Atomium-Direktor Freddy Cartuyvels de Collaert herangetragen; schließlich war bekannt, daß für einige hochrangige Persönlichkeiten – unter anderen Otto Hahn – der Aufzug schon des öfteren angehalten worden war.

Im Fall Erhards stellte sich Cartuyvels jedoch stur und bestimmte, der Wirtschaftswundermann solle gefälligst, wie jeder andere Besucher auch, die von der oberen Kugel herabführende Rolltreppe benutzen, um zur Ausstellung der Stahlbauer vorzudringen. Und also begab sich Ludwig Erhard, der von den diplomatischen Bemühungen um seine Person zu diesem Zeitpunkt noch nichts ahnte, auf die Rolltreppe, die – ein Stromausfall? –

just in diesem Moment ihren Dienst versagte. Nun, da der Minister und seine Begleiter gezwungen waren, sich im Dunkeln und über Nottreppen zu ihrem Ziel durchzuarbeiten, ließ sich die Anti-Erhard-Einstellung des Atomium-Direktors nicht mehr kaschieren. Cartuyvels mochte jegliche Sabotage-Absicht noch so energisch bestreiten, jetzt hatte der Vorfall die Eigendynamik einer politischen Affäre angenommen. „Vierundzwanzig Stunden nach dem Zwischenfall“, so der „Spiegel“, „erschien Atomium-Ingenieur André Waterkeyn in der deutschen Eisen- und Stahl-Industrie-Kugel, um sich für das Benehmen des Atomium-Direktors zu entschuldigen. Waterkeyn teilte mit, daß Cartuyvels noch am gleichen Tage von seinem Posten entfernt worden sei.“ Dieser hatte sich, was politischen Stand und Reichweite der Bundesdeutschen in Brüssel betraf, gründlich verschätzt.

Ähnlich aufschlußreich und als Bemessungsgrundlage für den Entwicklungsstand des neudeutschen „Wir-sind-wieder-wer“ im Jahr 1958 nicht ungeeignet lesen sich auch die Impressionen, die Dolf Sternberger in der geistreichen Halbmonatschrift „Die Gegenwart“ publizierte. Schon bei der Ankunft bot sich ihm das bekannte Bild einer Gruppe mäkelnder Deutscher, die, auf der Suche nach preiswerter Unterkunft, sich über den Tisch gezogen fühlten: „Unser Geld können sie nehmen, aber jetzt stehen wir da zu Dritt und haben keine Unterkunft. Eine schöne Dienststelle das!“ Dieser Ruf nach einer an heimischen Standards ausgerichteten, effizienten Verwaltung trieb den feinnervigen Journalisten dazu, sich mit Grausen zu wenden, von einem wortsprudelnden belgischen Friseur zu überzogenen Preisen („Aber ich wäre noch gerne geblieben...“) die Haare schneiden zu lassen und anschließend einen halben Hummer zu verspeisen.

Dirk Schindelbeck